

DER TRIP

BRUNO STEININGER

2012

*Für Hadmar,
der die Idee zu
"Der Trip"
hatte.*

ÜBER DEN AUTOR

Bruno Steininger wurde 1977 in Wien geboren, ist ausgebildeter Astronom und arbeitet in der IT. Er ist verheiratet und Vater zweier Söhne. Wenn er nicht gerade Zeit mit seiner Familie verbringt, arbeitet oder zum zweiundneunzigsten Mal HHGTTG liest, verfasst er Kurzgeschichten und andere Texte.

LIZENZ

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 3.0 Unported Lizenzvertrag lizenziert. Um die Lizenz anzusehen, gehen Sie bitte zu <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/> oder schicken Sie einen Brief an Creative Commons, 171 Second Street, Suite 300, San Francisco, California 94105, USA.

IMPRESSUM

Bruno Steininger
2230 Gänserndorf, Österreich
E-Mail: lapideus@lapideus.at
Website: www.lapideus.at

Herstellungsjahr: 2012
Herstellungsort: Gänserndorf, Österreich
Aktuelle Version: Version 1.1, August 2012

Hinweis: Dieses E-Book wird vom Autor nur auf www.feedbooks.com und auf www.beam-ebooks.de angeboten. Sollten Sie es von anderswo bezogen haben, kann er keinerlei Verantwortung für den Inhalt übernehmen.

VORSCHLAG DES AUTORS

Wenn Ihnen ein Text gefallen hat, dann

- lesen Sie auch den nächsten;
- empfehlen Sie „Der Trip“ weiter;
- besuchen Sie mich auf www.lapideus.at
- folgen Sie mir auf [Facebook](#) und/oder [Twitter](#)
- schreiben Sie mir eine E-Mail an lapideus@lapideus.at oder twittern Sie mir via [@Lapideus](#)!

Wenn Ihnen ein Text *nicht* gefallen hat, dann

- lesen Sie doch einfach den nächsten;
- besuchen Sie mich auf www.lapideus.at
- folgen Sie mir auf [Facebook](#) und/oder [Twitter](#)
- schreiben Sie mir eine E-Mail an lapideus@lapideus.at oder twittern Sie mir via [@Lapideus](#), aber nur unter der Voraussetzung, dass Sie Rücksicht auf meine Gefühle nehmen!

Viel Spaß!

Paul schien es, als hätte er wirklich alles gelesen, was es zu der Chemikalie Lysergsäurediethylamid zu lesen gab. Absoluter Schwachsinn, natürlich – es war nämlich scheinbar über Acid und seine Wirkung geschrieben worden. Die Zahl an Publikationen zu dem Thema war tatsächlich dermaßen groß, dass er sich des Gedankens nicht erwehren konnte, jeder verfluchte Ex-Hippie (der nach Erreichen des vierzigsten Lebensjahres noch in der Lage gewesen war, einen Kugelschreiber zu halten) hätte ein Buch über seine Erfahrungen veröffentlicht. Einiges von diesem literarischen Müll – und das war noch die schmeichelhafteste Bezeichnung, die Paul einfiel – war sogar verfilmt worden.

Paul hatte nicht das geringste Verständnis für Hippies. Aus seiner Sicht waren das nur potenzielle Sandler gewesen, die mit ihrer Freigeistigkeit endlich einen Vorwand gefunden hatten, sich nicht mehr waschen zu müssen. Das war Pauls Meinung, zu der stand er, auch wenn (oder eigentlich eher gerade weil) seine Eltern in ihrer Jugend Hippies gewesen waren. Umso mehr ärgerte es ihn, dass er diesen Leuten gegenüber so etwas wie Dankbarkeit empfand: Immerhin wusste er aufgrund ihrer Berichte, was ihn erwarten würde.

Niemand hatte die leiseste Ahnung davon, dass Paul einen LSD-Trip plante, und das hatte er auch durchaus so beabsichtigt: Paul hätte es nicht ertragen, von seinen Freunden und Kollegen als „Blumenkind“ oder gar „Raver“ (aus seiner Sicht moderne, unmusikalische Hippies) bezeichnet zu werden.

Paul war Wissenschaftler, verdammt. Und ein Wissenschaftler hatte neugierig zu sein. Er wollte wissen, wie es sich anfühlte, Acid im Körper zu haben. Er wollte am eigenen Leib sehen und erfahren, was es bedeutete, LSD oder Meskalin zu sich zu nehmen – und schieß auf die Bücher, Blogs und sonstiges: Das Letzte, was Paul wollte, war sich auf das Gewäsch dieser Hippie- und Raveridioten verlassen zu müssen.

Nicht einmal den Ergebnissen aller der Psychologen und Psychiater, die in den vergangenen Jahrzehnten Versuche zu dem Thema durchgeführt hatten, wollte er trauen, stammte doch ein Großteil der Arbeiten aus jener verfluchten Flower-Power-Zeit. Nein, Paul musste sich sein eigenes Bild machen. Das schuldete er sich selbst, der Wissenschaft und der Welt.

Das Ticket, also der kleine, mit LSD getränkte Papierfetzen, lag vor ihm auf dem Tisch. Paul hatte keine Ahnung, warum Bugs Bunny darauf abgebildet war. Musste wohl so eine Art Insider-Witz sein, mit dem er nichts anfangen konnte – ein Hippie hätte sich wohl totgelacht.

Es war gar nicht so leicht gewesen, das Ticket zu bekommen. Gottseidank (oder leider, wie man es nahm) kannte Paul jemanden, der ihm hatte helfen können. Sein ehemaliger

Schulfreund Max war während der letzten zwei Klassen der Oberstufe auf eine sehr geneigte Bahn geraten und nach einer vergeigten Matura in den Drogensumpf abgestürzt. Heute war er Immobilienmakler, Verbindungen in die Szene hatte er aber noch immer. Er hatte ein Vermögen für das winzige Viereck verlangt, aber das war es Paul wert gewesen.

Paul streckte sich, strich mit der Hand über seinen Dreitagebart, dem er nur selten erlaubte, ein solcher zu werden, blickte sich dann um und kam voller Stolz zu dem Schluss, dass er sich gut vorbereitet hatte. Die Gegenstände, die er zum Zwecke des Versuchs besorgt hatte, lagen gut verteilt auf seinem Schreibtisch: Da waren ein Kugelstoßpendel, mit dem man auf so genial einfache Weise die Impulserhaltung zeigen konnte, eine Zahnbürste, deren Borsten bereits in alle Richtungen standen, ein altes, defektes Mobiltelefon, eine zerfledderte Taschenbuchausgabe des „Herrn der Ringe“ (garantiert über 15 Mal gelesen) und eine kleine Statue des aztekischen Regengottes Tlaloc. Letztere hatte ihm einige Wochen zuvor eine ältere mexikanische Kollegin namens Esmeralda geschenkt – als „Dankeschön“ dafür, dass er sie in einem Anfall von Selbstlosigkeit quer durch Wien kutschiert und ihr ein paar Sehenswürdigkeiten gezeigt hatte.

Paul war sich noch immer ziemlich sicher, dass Esmeralda in Wirklichkeit etwas mehr von ihm erwartet hatte, als nur eine Gratisrundfahrt. Gottseidank hatte er die Einladung auf ihr habitación de hotel (oder wie auch immer das auf Spanisch hieß) abwehren können, indem er vorgab, noch aufs Institut fahren zu müssen. Ihm wurde übel, wenn er daran dachte, was passiert wäre, hätte er Esmeraldas Einladung akzeptiert.

Er verscheuchte den Gedanken, indem er seinen Kopf kurz, aber kräftig schüttelte, und wandte sich dann seinem letzten Versuchsobjekt zu: Dem großen Stoffeisbären, der hinter ihm auf dem Boden saß. Die unprofessionelle Kuh, bei der er das Ding gekauft hatte, hatte ihn natürlich lächelnd fragen müssen, für wen der Teddy denn bestimmt sei. Nachdem er sie ein paar Sekunden lang schweigend angestarrt hatte, weil ihm einfach keine Antwort einfallen wollte – er wusste ja selbst nicht, wie er überhaupt auf die Idee gekommen war, einen Teddybären in das Experiment einzubauen –, frohr ihr Gesicht langsam ein. Der seltsame Blick, mit dem sie ihn von diesem Zeitpunkt an beäugt hatte, machte ihn selbst jetzt noch wütend.

„Für meine Nichte“, hatte er schließlich gestammelt. Dann war er samt Eisbär schnell aus dem Geschäft gerannt.

Paul schüttelte abermals den Kopf, so wie er das eigentlich immer tat, wenn ihn einer seiner ganz persönlichen Dämonen verfolgte.

Scheiß drauf, dachte er, wichtig war doch nur, was sein Verstand mit all den Gegenständen anfangen würde, wenn er erst mal high war. Würden die Objekte sich bewegen und groteske Formen annehmen, wie Hofmann (der Entdecker des LSD und der einzige, den Paul einigermaßen respektierte) es beschrieben hatte? Oder würden sie vor seinen Augen zerrinnen wie die Uhren des Salvador Dali?

Paul wollte aber auch wissen, wie er selbst sich während des Experiments verhalten würde – von außen betrachtet. Zwar hatte er gelesen, dass die meisten Menschen während des Trips völlig klar waren und dass man sich danach üblicherweise an alles erinnern konnte, doch würde das auch auf ihn zutreffen?

Tripsitter hatte Paul keinen und selbstverständlich wollte er auch keinen. Es wäre ihm ein Gräuel gewesen, eine andere Person einweihen zu müssen. Es war schon schlimm genug, dass Max mehr oder weniger Bescheid wusste. Ihm hatte Paul zwar gesagt, dass er der Tripsitter für jemand anderes sein würde, doch Max hatte ihn nur frech angegrinst und gesagt: „Keine Sorge, Paulchen – mir ist scheißegal, wer auf die Reise geht.“ Dann hatte er die Hand ausgestreckt und Paul mit einer unmissverständlichen Bewegung seiner Finger bedeutet, dass er nun endlich mit der Kohle rüberücken sollte. Außerdem wären die Informationen, die Paul vom Sitter erhalten hätte, wiederum dessen Subjektivität unterworfen und damit wertlos gewesen.

Paul hatte nur eine sinnvolle Möglichkeit gesehen: ein Video aufzuzeichnen. Die Webcam, die er eigens für diesen Zweck gekauft hatte, stand oberhalb und ein wenig links von seinem Monitor auf einem Regalbrett. Er sah zu ihr auf. Es fröstelte ihn. Es war ihm, als wäre das Ding da oben ein schwarzes, lidloses Auge, das ihn mit einer perversen, mechanischen Intelligenz anstierte.

Ärgerlich über sich selbst wandte Paul seine Augen wieder ab. Er war offenbar nervös – und Nervosität betrachtete er als Zeichen von Schwäche. Mit einem beherzten Mausclick startete Paul die Aufnahme. Dann hob er die Hand, winkte in die Kamera und sah dabei seinem virtuellen Ich auf dem Monitor zu, wie es zurückwinkte. Es konnte losgehen.

Paul nahm das Stückchen Papier, steckte es sich hastig in den Mund und begann sofort daran zu lutschen. Er wollte die Sache durchziehen, bevor er kalte Füße bekommen konnte. Er machte eine Notiz auf einem Block links von ihm: „Kein Geschmack“. Einige Autoren hatten behauptet, LSD wäre metallisch bitter auf der Zunge, doch das war schon mal Blödsinn – das Ticket schmeckte absolut neutral.

Pauls Freude über sein erstes Ergebnis verblasste aber plötzlich: Erst jetzt, wo das Ticket bereits auf seiner Zunge lag, fiel ihm ein, dass er nicht die geringste Ahnung hatte, wie lange

es dort bleiben sollte. Der Gedanke trieb ihm den Schweiß auf die Stirn. Da war tatsächlich etwas, das er nicht recherchiert hatte.

Paul schloss die Augen und versuchte sich zu beruhigen. Was war wohl sinnvoll? Zehn Minuten? Zwanzig? ... Nein, er würde das Ticket erst rausnehmen, wenn die Wirkung einsetzte. Richtig! Wenn seine Informationen korrekt waren, befand sich auf einem Streifen genau so viel LSD, wie für einen Trip notwendig war. Überdosis konnte es also keine geben. Es blieb ihm nun wohl nichts anderes mehr übrig, als sich in seinem Ledersessel zurückzulehnen und zu warten.

Nach 50 Minuten wurde Paul unruhig. Er konnte noch immer nicht die geringste Wirkung wahrnehmen. Hatte Max ihn etwa drangekriegt? War das Ganze nur ein schlechter Scherz? So wäre wenigstens auch Bugs Bunny zu erklären gewesen: Max hatte den Streifen sicher in einem Spielwarengeschäft gekauft.

„Lacht sich wahrscheinlich gerade schief, das Aas“, dachte Paul wütend, während er finster auf den Monitor starrte. Er war bereit, den Versuch abzubrechen. Gleich morgen würde er Max zur Rede stellen und sich dann auf die Suche nach jemand begeben, der zuverlässiger war.

Als sein rechter Zeigefinger schon über der Taste schwebte, die die Aufnahme abbrechen würde, hielt Paul mit einem Mal inne. Irgendetwas stimmte mit dem Bild, das er da sah, ganz und gar nicht. Da war was faul.

Dann, plötzlich, sah er es: Sein virtuelles Selbst grinste.

Vorsichtig („Warum eigentlich vorsichtig?“, fragte Paul sich) wandte er sein Gesicht in Richtung Kamera, ließ die Augen dabei aber weiterhin auf seinem Abbild ruhen.

Kein Zweifel – da war ein Grinsen. Ein dümmliches, entspanntes Grinsen, so wie man es nach 5 Krügeln hat, sofern man in der richtigen Stimmung ist.

Paul fuhr mit seiner Hand zum Mund und betastete ihn: Die Mundwinkel waren unten. Nur beim anderen Paul – bei dem im Monitor – waren sie hochgezogen. Auf dem Papierstreifen schien also doch eine Droge gewesen zu sein. Ob es wirklich Acid war, vermochte Paul nicht zu sagen.

Indem er sich nach hinten in den Sessel warf und mit beiden Händen dessen Lehnen umklammerte, versuchte Paul sich etwas zu beruhigen. Das, was er da auf seinem Monitor sah, war einfach unheimlich – es war, als würde einem sein Spiegelbild zuzwinkern.

Doch das Grinsen war noch gar nichts: Pauls Fingernägel vergruben sich förmlich in den Lehnen, als der Computer-Paul sich plötzlich nach vorn beugte. Er trug nun ein weites, wallendes Hemd, eine große Sonnenbrille und ein buntes Stirnband – wie so ein Scheiß-Hippie. Er sah kurz in die Kamera, zwinkerte Paul durch die nicht allzu dunkle Brille zu, als hätte er zuvor dessen Gedanken gelesen (natürlich hatte er das, er war doch Paul, oder?), und griff dann nach dem Kugelstoßpendel. Er lenkte eine der Randkugeln ein wenig aus und ließ sie gegen die anderen prallen. Das Pendel zeigte das bekannte Verhalten: die drei Stahlkugeln in der Mitte blieben unbewegt, die zweite Randkugel jedoch erhielt den vollen Impuls und wurde weggestoßen. Dann kehrte sie zurück, stieß ebenfalls gegen die drei Mittleren und so ging das ganze hin und her: Klick-Klack-Klick-Klack. Ohne Ton natürlich, denn Paul hatte kein Mikrofon.

„Verdammt!“, sagte Paul laut, „Das ist nicht real! Natürlich gibt es keinen Ton. Auch mit Mikro gäbe es keinen Ton. Was für ein Scheißstrip ist das eigentlich?“

Computer-Paul ließ sich aber nicht beeindrucken und spielte weiter mit seinem Pendel (Zwei auslenken – Klick-Klack-Klick ... – drei auslenken – Klack-Klick-Klack ...), sodass Paul beinahe langweilig wurde. „Was für ein öder Zeitgenosse, dieser Computer-Paul“, dachte Paul, „Ein Abbild meiner selbst? Von wegen! Der ist doch nicht im Geringsten interessiert an der Wissenschaft. Sonst hätte er schon längst angefangen mit den anderen Objekten zu experimentieren! Aber nein, beschäftigt sich da mit dem Scheißpendel.“

So dachte er über mich, der Paul, dabei wollte ich doch nur sein Bestes: Seine Fantasie beruhigen. Doch dort, wo LSD ist, da ist auch Fantasie, LSD ist die Quelle aller Fantasie! Vielleicht, und das mag ein wenig übertrieben sein, ist LSD sogar pure Fantasie, so wie E gleich $m \cdot c$ Quadrat gilt, ist dann Fantasie gleich $LSD \cdot c$ Quadrat und Paul hat keine Ahnung, der blöde Spießler.

Ich sitze also so da, mit meinem Pendel, nichts Böses ahnend, da wachelt der Paul mit seinen kleinen Händen in seinem kleinen Monitor, als wollte er mich vor etwas warnen, doch ich weiß schon längst, was los ist. Ich wende meinen Kopf zu Tlaloc, dem alten aztekischen Penner, und seine Schlangenaugen, also nicht Augen mit Schlitz als Pupillen oder so was, nein, seine Augen sind aus einer Schlange geformt, vielleicht die Schlange aus dem Garten Eden, wer weiß das schon, vielleicht war die Schlange, die Eva verführt hat, die alte, eifersüchtige Gottheit Tlaloc, die Schlange also umschlingt sozusagen die nicht existierenden Augen und gibt ihnen damit ihre Pseudoexistenz, beginnen sich zu bewegen und zu drehen und zu winden und die drei Zähne der Statue beißen und klappern ins Leere.

Tlaloc wird größer und sein Glied erigiert, was mich wundert, denn im selben Moment erkenne ich Esmeraldas Züge hinter den Schlangenaugen, und wenn ich mir in einem

ziemlich sicher war, dann darin, dass Esmeralda kein Transvestit war, hart am Rande zwar, aber dennoch Frau, alt und verzweifelt, und als ich noch einmal genau hinsehe ist das Glied auch schon verschwunden und da ist eine riesige Vulva, und wenn ich „riesig“ sage, dann meine ich auch riesig, in der zugehörigen Vagina hätte man ein Kanonenboot versenken können, und mir bleibt nichts anderes übrig als aufzustehen und mit Vehemenz zu sagen: „Nein, nein, Esmeralda! Das hat auch schon beim ersten Mal nicht funktioniert mit uns beiden, du bist zwar eine wahnsinnig tolle Physikerin und so und auch eine wahnsinnig gut aussehende Frau“, an dieser Stelle muss ich laut lachen, sehr laut sogar, denn die echte Esmeralda war und ist schon hässlich wie die Nacht, aber diese Tlaloc-Features machen sie nun wirklich zur absoluten Brechstange, „doch du kannst dir sehr sicher sein“, fahre ich fort, „dass mein Schwanz niemals in einer deiner Öffnungen, und wie es aussieht, sind es seit damals ein paar mehr geworden (kicher), verschwinden wird.“

So, jetzt hab ich's mir aber von der Seele geredet, doch schon kurz nachdem die Worte mein (wie ich zugeben muss) dreckiges Maul verlassen haben, bekommt Tlaloc-Esmeralda, der/die/das mittlerweile über zwei Meter groß ist und meinen Schreibtisch zertrümmert hat (ich hoffe, mein Nachbar hat nichts gehört) einen ganz traurigen Gesichtsausdruck, so wie ein Regengott in der Wüste Gobi, und ich bereue, was ich gesagt habe, ich bereue es sogar zutiefst, denn Tlaloc hat plötzlich wieder einen Penis und kommt mir gefährlich nahe damit, er packt mich, dreht mich um und weist mich auf das obligatorische Stück Seife hin, das da auf dem Boden liegt, doch gottseidank kommt mir der Bär (Bärseidank?) zu Hilfe, ich wusste doch, dass es gut war, ihn zu kaufen, der Eisbär wechselt auf irgendeine sehr abgefahrene Weise seine Farbe und ist mehr so ein Regenbogenbär als ein Eisbär und ich frage mich ganz ernsthaft, warum zur Hölle die in Schönbrunn keinen Regenbogenbären haben – das wäre doch mal eine Attraktion, so ein Regenbogeneisbär, das wäre mal eine Ansage, den könnte man dann als Botschafter für Farbenlehre einsetzen, oder für Völkerverständigung, oder für irgendeinen anderen Scheiß, was weiß denn ich.

Mein Blick schweift über das Pendel, das sich in der Zwischenzeit selbstständig gemacht hat und herumpendelt wie es möchte, ich glaube jedoch, zwei der Kugeln sind tatsächlich ein Pärchen geworden, denn sie wollen sich überhaupt nicht trennen, sie lieben sich innig, die eine hängt ein wenig tiefer als die andere und ruft „Julia, oh Julia“ hinauf und die zweite ruft leise „Romeo, oh Romeo“ hinab, und jetzt endlich, bevor ihre Familien sie noch in den Freitod drängen können, haben sie sich das erste und letzte Mal vereint, auf eine Stahl schmelzende Weise die uns Menschen immer verwehrt bleiben wird, und mir im Besonderen, denn mit mir wollte sich außer Esmeralda überhaupt nie eine Frau vereinen (hätte ich das Angebot etwa doch annehmen sollen?), und weinend sehe ich zu, wie die

beiden Kugeln zu einer Superkugel werden und sich in alle Ewigkeit lieben und ganz viele Minikugeln bekommen.

Ich bewege den Fokus meiner Super-8-Augen zum Regenbogenbär, der sich erstaunlicherweise in meine Mutter verwandelt hat, wobei ihr Make-Up noch immer recht bunt ist (sie geht ja NIE ohne Make-Up außer Haus), aber es ist definitiv meine Mutter, die kenn ich doch, die hat mich ja schließlich aus sich rausgepresst. Sie argumentiert gerade – Ring frei zur ersten Runde – mit Tlaloc, der bereits den Kopf hängen lässt, denn jeder, der mehr als zwei Minuten mit meine Mutter redet, fühlt sich, als hätte er mehrere Kinnhaken einstecken müssen. Mein Vater hatte schon mehrere Kieferoperationen.

Mutter: „Ja, schämst du dich denn nicht, meinen Sohn vergewaltigen zu wollen?“

Ich: „Mutter, bitte!“

Tlaloc-Esmeralda: „¡Oh Pablo! ¡Eres más dulce que un ángel!“

Mutter: „Aber der arme Bub ist doch noch Jungfrau. Da kann er doch nicht mit Analverkehr anfangen ...“

Ich: „Mutter, BITTE!“

Tlaloc: „¿Y ahora? ¿Que hago con mi vida?“

„Ich bin nicht schwul!“, sage ich so gleichgültig wie möglich, denn ich gebe gerne vor, dass mich nichts mehr langweilt als die Frage über die sexuelle Orientierung (Verdammt, wurde sie überhaupt gestellt?), doch der Herr der Ringe, der sich aus dem Buch erhebt, erlöst mich, bringt etwas Leben in die Bude, es ist gerade eine Bakterie namens *Straptykokkylus Mordorsis*, und so beantwortet sich auch die letzte und größte aller unbeantworteten Fragen, und zwar ob die verdammt vielen Bakterien an der Innenseite des Ringes ebenfalls Herren des Ringes sein können und nicht nur Hobbits und Valas und wie sie alle heißen und es zeigt sich, dass die Antwort „Ja“ lautet, denn sie wechseln sich ab, die Einzeller, heute ist es zufälligerweise Sepp (auch Bakterien haben Namen) und er ist echt mies drauf, weil er in diese meine Wohnung gezerrt wurde, wo er doch im schönen, sonnigen Süd-Mittelerde Strandurlaub machen könnte. Er erblickt Tlaloc, der gerade eine intime Verbindung mit dem Regenbogenbären eingegangen ist (gottseidank nicht mehr meine Mutter – den Anblick hätte ich wohl nicht ertragen) und beginnt mit seiner Zellwand wild um sich zu schlagen.

Ich bekomme es diesmal wirklich mit der Angst zu tun, denn Tlaloc und der Eisbär wehren sich gegen das Bakterium Sepp und ich bin mitten drin (was zur Hölle hat Max mir da für einen Stoff gegeben? Ich nehme das Mobiltelefon, wähle seine Nummer, doch es hebt nur ein Stützchen ab, das keinen Namen nennt und sich wahnsinnig darüber freut, dass ich nicht

weiß, dass sein Vorname Rumpel lautet), ein Kampf, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat, entbrennt in meinem Wohnzimmer, die Bücher liegen am Boden verstreut, jeder Schlag holt ein Regalbrett von der Wand, ich bekomme auch eine aufs Maul, ich glaube es war Tlaloc und werfe die Zahnbürste nach ihm, die sich im Flug in eine monarchisch-gelbschwarze Gummiente verwandelt; Tlaloc, von der Wurfente getroffen, entschuldigt sich auch sogleich bei mir („Sorry, Eure Hoheit“) und zwinkert mir frivol zu, dann fällt der Regenbogenbär auf mich drauf und ermahnt mich mit der Stimme meiner Mutter gefälligst nicht immer im Weg herzustellen, ich sehe an mir herab, eine Rippe ragt aus meinem Brustkorb, die Luft wird etwas knapp, ich ersticke, ein Pneumothorax ist nicht so gut, das habe ich im Fernsehen gesehen, da geht man drauf, da sieht man sich die Radieschen von unten an, da gibt man den Löffel ab, alles klar, Herr Kommissar? Ich ziehe mich am Rest des Schreibtisches hoch, Esmeralda-Tlaloc ruft: „Paul, ich liebe dich! Ich werde dich immer lieben! Weine nicht um mich“, und wirft sich mit aller Kraft gegen Sepp, der noch immer mächtig sauer ist, aus seinem Gondor-All-Inclusive-Club gesogen worden zu sein, der Regenbogenbär sitzt derweilen in einer Ecke und raucht einen Joint, keine Ahnung, wo er den her hat (wahrscheinlich vom unsichtbaren Max), und die restlichen drei Kugeln haben einen Flotten-Dreier-Ellipsoid gebildet.

Ich fühle, wie die Kraft aus meinem Körper weicht, sehe auf den Monitor, erblicke mein starres Alter-Ego, den blöden Hund, seltsamerweise ragt aus seinem Brustkorb keine Rippe (nicht einmal das haben wir das gemeinsam ...) und aus Verzweiflung ob meiner ausweglosen Situation drehe ich mich zu dem pechschwarzen, blinzelnden Spinnenaugenauge, ergreife es voller Ekel und pfeffere es mit aller Gewalt gegen ein Bild, das meine Mutter gemalt hat, an dem es mit einer Kombination aus schrillum Schrei (Spinne) und herzerfrischem Klirren (Bild) zerplatzt und mich dabei ordentlich vollschleimt.

Ich glaube, ich habe Paul noch schreien sehen, bevor ich die Arachnidenlinse getrübt habe, bin mir aber nicht sicher, denn hinter mir tobt die finale Schlacht zwischen Gut und Böse, zwischen Sepp und Esmeralda-Tlaloc, und mir wird schmerzlich bewusst, dass ich in jeder Hinsicht auf der falschen Seite stehe, dass ich eigentlich zeit meines Lebens auf der falschen Seite gestanden habe, ich japse, gehe zu Boden, werde auf ewig das Publikum dieser Auseinandersetzung sein, aus der Esmeralda-Tlaloc (da mache ich mir keine Illusionen) als Sieger(in?) hervorgehen wird. Schade, ich hätte mir ein Happy End gewünscht.

LIPPENSTIFT

Ich betrachte den Abdruck am Rand des Glases wie ein Kunstliebhaber ein altes Gemälde. Ich bewundere die weichen Rundungen, bestaune die zarten Rillen, die die ölige Substanz zahlreich unterbrechen, würdige die Präzision des Umrisses. Sie hat heute ein dunkles Rot gewählt.

Ich liebe sie, auch wenn ich sie eigentlich gar nicht kenne. Ich habe bis jetzt kaum mit ihr gesprochen – nur das Übliche. Was man eben so spricht, wenn man jemandem die Rechnung legt. Ich ihr Kellner, sie mein Gast.

Hinter mir scheppert es. Felix, der Koch, muss einen Deckel etwas zu hart auf einen der Töpfe geknallt haben, die auf dem verdreckten Herd stehen. Jetzt kommt er näher, ich kann seine Schritte hören. Es ist mehr ein Schlurfen als ein Gehen, denn Felix ist fett wie ein Walross.

Ich stelle das Glas ab, als würde es mir nichts bedeuten.

Ein Schlag auf den Rücken drückt mir die Luft aus der Lunge. Mein Oberkörper wird nach vorne geschleudert, ich erwische das Glas mit dem Bauch. Es fällt zu Boden. Katjas Lippen zerspringen in unzählige Teile.

„Peter, altes Haus“, dröhnt Felix mit seiner Bassstimme, „Bist du nervös oder warum lässt du alles fallen?“

Ich murmle etwas in mich hinein, schiebe mich an ihm vorbei und hole Schaufel und Besen. Felix summt vor sich hin, als ich die Scherben aufkehre.

„Glaubst du, ich bin blind?“, sagt er irgendwann.

„Was meinst du?“

„Ich weiß, was da in deinem Kopf abläuft.“

Ich blicke zu ihm auf. Noch nie zuvor ist mir aufgefallen, wie sehr Felix schwitzt. Schwitzen Dicke immer?

„Was denn?“

„Das Mädchen da draußen ...“, Felix deutet mit seinem Kopf zum Küchenausgang, „Macht einen Dauerlauf hinter deiner Stirn. Stimmt's?“

Ich presse meine Lippen zusammen und nicke.

„Wie heißt sie?“

„Katja.“

Das weiß ich, weil sie immer mit Kreditkarte bezahlt.

„Schon mit ihr verabredet?“

„Nein.“

„Immer dasselbe. Keine Eier, der Mann.“

Ich springe auf, mein Gesicht glüht. Ich werde mir meiner Hände bewusst, die zu Fäusten geballt sind.

„Sehr gut“, sagt Felix, „Und mit derselben Menge Testosteron gehst du nun raus und sprichst sie an. Aber mit Stil, verstanden?“

Er dreht sich um und geht zurück zu seinen Töpfen, ohne mich noch einmal anzusehen. Meine Schläfen pochen, doch mit jedem Atemzug werde ich ruhiger. Es hat keinen Sinn, sich etwas vorzumachen, denn er hat recht.

Ich passiere die grüne, hölzerne Schwingtür, die aus einem Saloon geklaut sein könnte. Menschen reden, jeder über etwas anderes, niemand hört zu. Ohrenbetäubend. Ich möchte sofort umdrehen und wieder in die Küche, aber ich bleibe stehen.

Jemand ruft mich. Ungeduld in der Stimme. Einer von denen, die so lange auf eine geschlossene Tür starren, bis sie sich öffnet. Wie ein Hund, der auf einen Knochen wartet.

„Na endlich! Ich möchte zahlen.“

Ich kritzle was auf meinen Block und rechne. Immer lächeln, immer freundlich. Ich mache einen Fehler, korrigiere ihn aber nicht. Das passiert eben manchmal. Der Typ, der aussieht wie ein Frettchen, hat es eilig, der wird sich den Wisch schon nicht ansehen. Ich lege das Stück Papier auf den Tisch und nenne die falsche Summe.

Als das Frettchen in seiner Tasche herumkramt, wage ich einen Blick zu Katja. Sie ist noch da. Ich spüre, wie sich eine Last von meinem Brustkorb hebt und gleich darauf mit Wucht in meinem Magen landet.

„Hallo? Jemand zu Hause?“, sagt das Frettchen. Er hält mir einen Zehneuroschein hin. Ich gebe ihm das Restgeld, er verschwindet ohne ein weiteres Wort zu sagen.

Wie angewurzelt bleibe ich an dem Tisch des Frettchens stehen. Du kannst das nicht, du bist ganz schlecht darin, Frauen anzusprechen, das wird nicht gutgehen, sagt mein Teufel. Mein Engel sagt, es sei Zeit. Er sagt: Los, geh hin, was hast du schon zu verlieren? Und wenn sie dich nicht mag, dann mag sie dich eben nicht. Auch egal.

Ich sehe die Uhr an der Wand, groß, wie auf einem Bahnhof, und auch wenn ich es wegen des Gemurmels unmöglich hören kann, so ist mir doch, als hämmere mir der Sekundenzeiger auf den Schädel.

„Die Rechnung bitte!“

Es ist Katja. Sie möchte gehen. Panik keimt in mir auf. Ihr Gesicht ist freundlich, auf ihren Lippen, die ich so gern mit meinen berühren würde, ein mildes Lächeln. Sie sieht mich an, nimmt mich aber nicht wahr. Sie wirkt geschäftlich.

Ich gehe zwischen den Tischen und Sesseln aus falschem Mahagoni hindurch und stelle mich vor sie hin. Ich atme ein, tief, wie ein Taucher, der einen Rekord aufstellen möchte.

„Ein großer Brauner und ein Butterkipferl. Macht fünf Euro zehn, bitte“, sage ich.

Sonst nichts.

Vor meinem inneren Auge verpasse ich mir eine Ohrfeige nach der anderen, renne mit dem Kopf gegen die Wand, beschimpfe mich. Ohnmächtig nehme ich zur Kenntnis, dass Katja diesmal nicht mit Karte zahlt. Sie gibt mir 5,50 und sagt: „Stimmt so.“

Dann steht sie auf. Als sie an mir vorbeigeht und ich ihr Parfüm rieche, verabschiede ich mich von ihr. So, wie ich es bei jedem anderen Gast auch machen würde. Ich sehe ihr nach und versuche mir das Bild einzuprägen: Ihr braunes Haar, die helle, etwas zu weite Bluse, die Jeans, die lederne Umhängetasche.

Ich senke meinen Kopf und nehme die Kaffeetasse, aus der sie eben noch getrunken hat. Auf der weißen Oberfläche ihr Lippenstift – die Konturen sind nicht mehr so scharf, der Abdruck ist verwischt. Sie hatte es eilig.

Ein Knall erschreckt mich. Die Tasse entgleitet mir. Ich versuche, ihren Fall aufzuhalten, sehe meine linke Hand wie in Zeitlupe nach ihr greifen, doch es ist zu spät. Wieder Scherben, wieder sind Katjas Lippen verloren.

Wütend blicke ich zur Quelle des Lärms und entdecke das Frettchen. Er sagt immer wieder „Entschuldigung“, beugt sich dabei über jemanden, der am Boden liegt – Katja. Ich laufe sofort los.

Ihre Augen sind geschlossen. Ich knie mich neben ihr hin und sehe den hellroten Abdruck auf ihrer Stirn, dort, wo die Tür sie getroffen hat.

„Sie sind schuld“, sagt das Frettchen in meine Richtung, „Sie haben sich verrechnet. Mein Kaffee hat nur 2,70 gekostet. Nicht 3,10. Ihretwegen musste ich umkehren. Sie sind schuld!“

Ohne meinen Blick von Katja abzuwenden, ziehe ich einen Zehneuroschein aus meiner Hosentasche und halte ihn dem Frettchen hin.

„Verzeihen Sie. Mein Fehler“, sage ich.

Das Frettchen zögert kurz, nimmt dann den Zehner und haut ab. Ich bin ihm dankbar dafür.

„Katja?“, sage ich, „Hören Sie mich?“

Katja stöhnt.

„Was ist passiert?“, fragt sie leise und greift sich an die Stirn. Selbst mit dem Hämatom, das sich dort langsam bildet, stiehlt sie mir den Atem.

„Du musst sie ins Krankenhaus bringen“, sagt jemand. Es ist Felix. „Ich kann solange übernehmen.“

Felix als Kellner. Den Gedanken müsste ich witzig finden.

„Nein, kein Krankenhaus“, sagt Katja, „Es geht schon.“

„Sind Sie sicher?“, frage ich.

„Ja. Ich muss nur an die frische Luft.“

Ich helfe Katja auf. Sie ist leichter, als ich es mir vorgestellt hatte. Ihr Duft hüllt mich ein, berauscht mich. Ihr Mund ist mir näher als je zuvor. Ich bin im Himmel.

Draußen ist es warm, es ist Frühling. Das Eisgeschäft gegenüber hat vor zwei Wochen eröffnet.

„Danke für Ihre Hilfe“, sagt Katja, „aber es geht mir wirklich gut. Sie brauchen mich nicht mehr zu stützen.“

Ich nehme meine Hand von Katjas Arm.

„Natürlich“, sage ich, „Entschuldigung.“

Katja holt ein Telefon aus ihrer Tasche, eines von diesen Smartdingern.

„Ich muss jetzt“, sagt sie, „Auf Wiedersehen.“

„Auf Wieder... warten Sie.“

Katja dreht sich um und sieht mich fragend an. Mein Herz schlägt mir bis zum Hals.

„Ja?“

„Ich ... ich bin froh, dass das passiert ist.“

„Was meinen Sie?“

„Na ja, die Sache mit der Tür.“

Katja grunzt. Das Geräusch irritiert mich.

„Echt? Na dann halten Sie das nächste Mal den Kopf hin. Bin gespannt, ob Sie dann auch noch froh sind.“

Ich werde rot, ich spüre es.

„Nein, nein, bitte verstehen Sie mich nicht falsch. Ich wollte mit Ihnen reden, aber ...“

„Hören Sie, ich hab's wirklich eilig. Worum geht's denn? Ich habe doch bezahlt, oder?“

„Natürlich, das haben Sie. Das ist es auch nicht ...“

Ich räuspere mich.

„Ich finde Sie sehr attraktiv“, sage ich.

Stille. Katja starrt mich an, ihr Mund öffnet sich. Ein Bus fährt vorbei und spritzt mit seinen Reifen schmutziges Wasser auf den Gehsteig.

„Äh ... danke“, sagt sie.

Katja wendet den Blick von mir ab, sieht nach unten auf den nassen Asphalt. Dann macht sie einen Schritt von mir weg.

„Ich fühle mich wirklich geschmeichelt“, sagt sie, „Ehrlich!“

Katjas weinrote Lippen, die im Tageslicht noch voller wirken als drinnen, formen sich zu einem Lächeln – doch ihre Augen verraten, was sie von mir denkt.

„Tut mir Leid!“, sagt sie.

Sie macht noch ein paar Schritte rückwärts, dreht sich dann um und verschwindet hinter der nächsten Hausecke.

„Scheiße“, sage ich. Laut genug, dass eine alte Frau, deren Dackel gerade mein Wort in die Tat umsetzt, ein „Ts, ts“ von sich gibt.

Ich gehe wieder nach drinnen. Felix ist gerade beim Kassieren.

„Macht Dreizehnachtzig“, sagt er, „Nein, Moment ...“

„Brauchen Sie einen Taschenrechner?“, fragt einer der Gäste.

„Jetzt werden Sie nicht frech“, sagt Felix.

Noch ein Kunde, der nicht wiederkommen wird.

„Felix?“

„Hey, Peter! Wie war's?“

Ich fasse Felix' Riesenschädel mit beiden Händen, ziehe ihn zu mir, so weit ich es schaffe, und presse meine Lippen auf seine. Es dauert ein paar Sekunden bis Felix sich wehrt, dann lässt er Notizblock und Kugelschreiber fallen und stößt mich mit Gewalt von sich. Ich lande hart auf dem Boden. Ein paar Gäste klatschen.

„SAG MAL SPINNST DU?“, donnert Felix.

„Den warst du mir schuldig“, sage ich.

Mein Blick fällt auf die Scherben der Kaffeetasse, die noch immer am Boden liegen. Morgen muss ich mir Superkleber kaufen.

Eben noch hatte ich sie im Arm, meine Tochter, gerade fünf Monate alt, dann machte ich die falsche Bewegung, die ich mir bis heute nicht erklären kann, der seltsame, rutschige Stoff war sicher auch Schuld, und mein Kind lag am Boden, blutete aus Nase und Ohren, die kleinen, süßen Augen blickten an mir vorbei, obwohl sie doch gerade angefangen hatte, bewusst zu schauen, Gesichter wahrzunehmen, sie war still, ich hingegen schrie, ich ging in die Knie, wollte sie hochnehmen, doch meine Frau Emma, die in diesem Moment das Zimmer betrat, bellte mich an, ich solle sie in Ruhe lassen, wir müssen den Arzt rufen, schnell, wo ist das Telefon, und meine Tochter lag in einer Lache von Blut, und ich weinte, und ich sagte immer wieder, dass das nicht passiert sein darf.

Der Notarzt brauchte angeblich nur fünf Minuten, bis er bei uns war, doch mir kam es vor wie eine halbe Ewigkeit, in der wir Lisa in Seitenlage brachten, ich weiß immer noch nicht, ob das bei Säuglingen etwas nützt, und versuchten, die Blutung zu stillen. Der Arzt und sein Sanitäter stürmten in das Zimmer, Emma hatte ihnen die Tür aufgemacht, und verschafften sich sogleich Raum, indem sie mich von meinem Kind wegstießen. Der Arzt, ein Mann in meinem Alter, dunkle, wallende Haare und Brille, leuchtete Lisa mit einer kleinen Lampe ins Gesicht, steckte ihr ein silbernes Ding in den Mund, dann einen Schlauch und an den Schlauch einen kleinen Beutel, den der Sanitäter dann regelmäßig zusammendrückte.

„Tun Sie ihr nicht weh“, sagte ich.

Der Arzt sah mich missbilligend an, dann fragte er: „Wie ist das geschehen?“

Mein Blick wanderte zu Boden, wo hätte er auch sonst hinwandern sollen, und ich antwortete: „Ich konnte nichts machen, sie ... sie ist mir ... ich habe sie gehalten und ...“

„Ich verstehe“, sagte der Arzt und wandte sich wieder von mir ab.

Ich verstand ebenso.

Sie nahmen sie mit, in einem riesigen Krankenwagen, ich fragte mich ein bisschen, ob es nicht auch Krankenträger für Kinder geben müsste, die kleiner wären, aber natürlich war das Blödsinn, die machen gar nichts extra für kleine Kinder, nicht mal Medikamente, liest man ja immer wieder, die Ärzte müssen Erwachsenenmedikamente nehmen, geringer dosieren, aber die brauchen solche Arzneien ja auch so selten, die kleinen Kinder, das zahlt sich für die Pharmakonzerne nicht aus, denn Geld regiert nun mal die Welt, und nie werde ich den Blick Emmas vergessen, den sie mir zuwarf, als sie bereits im Krankenwagen saß, neben Lisa und neben dem Notarzt, ich wunderte mich, dass sie überhaupt da drin mitfahren durfte, der Arzt und sein Sanitäter brauchten doch Platz, auf jeden Fall sah sie mich auf eine Weise an, sodass ich sofort wusste, was sie mir gesagt hätte, wäre sonst niemand da gewesen, nämlich: „Du nicht!“

„Ich komme nach“, rief ich hinterher, doch die Türen waren bereits geschlossen und der Fahrer gab Gas.

Also fuhr ich mit dem Wagen ins Spital, ich habe beinahe jede Erinnerung an die Fahrt verloren, war plötzlich vor dem Krankenhaus, doch an eins kann ich mich erinnern, an ein Lied, das ich während der Fahrt im Radio hörte, das ich wohl aus purer Gewohnheit eingeschaltet hatte, es war „Rock Your Baby“ von George McCrae, und genau das hatte ich doch machen wollen, hatte Lisa im Arm halten wollen, sie hin- und herschaukeln, wollte sie sanft wiegen, und dann war sie mir entglitten, ich höre noch immer dieses Geräusch, wie der Kopf auf dem Boden aufschlägt, erinnere mich in jeder Sekunde an diesen Moment, in dem sich plötzlich alles veränderte.

Der Warteraum war ein kalter Ort, unpersönlich, aber wie sollte ein Krankenhauswarteraum schon Wärme vermitteln? Emma saß auf einem der hunderten grünen Sessel, die dort standen, allein, in ihrem Hausanzug, die Haare hingen ihr ins Gesicht, ich glaube sie weinte. Ich setzte mich neben sie.

„Es tut mir so furchtbar leid“, sagte ich, denn ich dachte, ich müsste etwas sagen.

„Sei ruhig“, antwortete Emma.

„Ich hatte sie, kein Problem, und im nächsten Augenblick ...“

„Sei ruhig.“

„Sie ist irgendwie gerutscht ...“

„Halt verdammt nochmal das Maul“, schrie Emma und sprang auf, „Du hast unsere Tochter fallen lassen, du Schwein! Du hast sie einfach fallen lassen! Ich hasse dich!“

Es wurde still im Warteraum, noch stiller als zuvor. Ich fühlte die Blicke, ich fühlte die Verachtung, traute mich nicht, aufzublicken, hörte nur, dass Emma wegging, ich aber blieb stumm sitzen. Ich weiß nicht, wie viele Stunden ich auf den Boden starrte, es war ein hellgrauer Linoleumboden mit dunkelgrauen Sprenkeln, auf dem man, wenn man lange genug auf denselben Punkt starrte, kleine Gesichter erkennen konnte: Dämonengesichter, grauenhafte Fratzen, nur ein Spiel der Fantasie und der zufälligen Muster natürlich. Doch eines der Gesichter drehte sich in meine Richtung, sah mich an, grinste und flüsterte mit Emmas Stimme immer und immer wieder: „Du hast dein Kind fallen lassen. Du hast dein Kind fallen lassen.“

Irgendwann trat eine Ärztin vor mich und setzte ihren rechten Fuß dabei genau auf den Dämon.

„Herr Frank Garon?“

Ich nickte und stand langsam auf. Die junge Frau räusperte sich.

„Es tut mir leid, aber wir konnten nichts mehr für Ihre Tochter tun“, sagte sie, „Die Verletzungen waren zu schwerwiegend, wir haben alles versucht, es tut mir wirklich leid.“

Ich fühlte, wie ich langsam, aber sicher zu Boden ging, die Ärztin wollte meinen Fall aufhalten, scheiterte jedoch. Pfleger kamen, hievten mich hoch, legten mich auf eine Trage, brachten mich irgendwo hin, in irgendein Zimmer mit weißen Wänden. Die nette Ärztin, der es leidtat, dass meine Tochter tot war, dass ich meine Tochter umgebracht hatte, die braune Haare hatte und, wie mir erst jetzt auffiel, schiefe Zähne, schob meinen Ärmel hoch und redete mit ruhiger Stimme auf mich ein.

Ich konnte nicht verstehen, was sie sagte. Ich spürte einen kalten Lappen an meinem Oberarm, dann einen Stich, dann blickte ich blöderweise hin, obwohl ich doch kein Blut sehen kann, mir wurde leicht übel und dann wurde ich müde, sehr müde und ... begann zu träumen.

Ich stand im Zimmer meiner Tochter. Sie schlief, friedlich, den Schnuller im Mund, so, wie es immer gewesen war, wenn wir sie endlich zum Schlafen gebracht hatten. Ich stand also neben ihrem Bett, lauschte ihren Atemgeräuschen, die, im Gegensatz zu Erwachsenen, bei Kindern diesen Alters unregelmäßig sind, erschrak, wenn ihr Atem für ein paar Sekunden aussetzte, obwohl ich wusste, dass das normal war, und fühlte diese Liebe in mir, Liebe zu diesem kleinen Ding, das da lag, und schwor mir, dass ich mein Kind immer beschützen würde, nicht zulassen würde, dass ihm etwas passierte.

„Warum?“, fragte eine Stimme.

Ich fühlte, wie Blut in mein Gesicht schoss.

„Warum hast du mir das angetan?“

Es war die Stimme meiner Tochter. Ihre Augen waren offen, ich sah sie in der Dunkelheit, der schwache Lichtschein, der von ihrem Nachtlicht kam, spiegelte sich in ihnen, Lisa starrte mich an, blickte in meine Seele, die ich in diesem Moment spüren konnte, ein schwarzes, grässliches Ding, das in meiner Mitte wohnte.

„Ich hatte ein Leben vor mir. Eine Kindheit, eine Jugend, Liebe, Familie. Warum hast du mir das genommen?“, fragte sie.

„Ich wollte das nicht.“

Sie drehte sich auf den Rücken und begann zu verwesen, schnell, vor meinen Augen, ihre Haut faulte, ihr Körper blähte sich auf, sodass ihre Augen zuschwollen. Sie sah aus wie ein Boxer, der verloren hatte, dann kamen die Maden und krochen auf ihr herum, fraßen sich satt an meiner Tochter. Lisas Körper fiel in sich zusammen, bis nur noch Haut über kleine, zarte Knochen gespannt war, doch auch diese lederne Schicht verschwand nach und nach und dann waren da nur noch ihre Gebeine und der winzige Schädel drehte sich unter seinem Gewicht so, dass die zwei leeren, schwarzen Höhlen in meine Richtung schauten.

Ich wachte keuchend auf. Ich war noch immer in dem Zimmer mit den weißen Wänden. Emma saß an meinem Bett.

„Endlich“, sagte sie.

„Wie lange ...?“

„17 Stunden.“

„Wo warst du?“

„Zu Hause.“

Ich nickte.

„Was machen wir jetzt?“, fragte ich.

„Wir beerdigen unsere Tochter“, antwortete Emma.

„Und dann?“

Emma lachte.

„Dann wirst du aus meinem Leben verschwinden“, sagte sie.

Wieder nickte ich.

Am Tag der Beerdigung regnete es. Der kleine Sarg, simpel, Fichtenholz, stand auf einem Podest am Ende der Halle, umgeben von zahlreichen Kränzen. Kerzen brannten, doch das Licht kam hauptsächlich von den Neonröhren. Emma stand neben mir, einen schwarzen Schleier über ihrem Gesicht, wir waren getrennt hergekommen.

Ich richtete meine ganze Aufmerksamkeit auf den Sarg, um nicht in die Gesichter der Menschen sehen zu müssen, die sich hinter uns befanden und immer mehr wurden, versuchte mir das Bild der polierten, schnörkellosen Holzkiste einzuprägen, sodass ich es nie vergessen würde, wissend, dass der Mensch alles irgendwann vergisst.

Das „Ave Maria“ ertönte, lullte uns ein, Frauen schnäuzten sich, ein Mann trat auf das Podest, kramte in seiner Tasche herum, zog einen Zettel heraus, räusperte sich und schwafelte los, als das Lied zu Ende war. Ich sah, wie sich seine Lippen bewegten, doch ich wollte ihn nicht hören. Was wusste der schon? Der wurde dafür bezahlt, dass er da stand und traurige Worte sprach, dass er über das Leid der Eltern referierte, dass er so tat, als hätte er eine Ahnung davon, wie es ist, ein Kind zu verlieren. Emma starrte den Mann an, als wäre er ein Heiliger, dabei war er nur Beamter oder so was und es war ihm wahrscheinlich furchtbar langweilig, weil es schon das achthundertfünfzigtausendste Mal war, dass er zu trauernden Angehörigen sprach. Als er fertig war mit seiner Rede, nickte er uns mit ernster Miene zu, ging in Richtung Ausgang, blickte auf seine Armbanduhr und verließ den Raum.

Dann wurde kondoliert. Emmas Vater war der Erste. Er ging zu Emma, sah sie an, legte seine Hände links und rechts an ihren Kopf, so, wie man es mit Kindern macht, und küsste sie auf die Stirn, worauf Emma zu schluchzen begann. Dann kam er zu mir, stellte sich vor mir auf und blickte mir streng in die Augen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, also streckte ich ihm die Hand hin, die Hand des Vaters wurde doch geschüttelt, wenn man kondolierte, er sah hinab und hob seinen Blick gleich wieder, schüttelte langsam den Kopf, wandte sich von mir ab und ging.

Meine Schwiegermutter sah mich nicht einmal an, Tante Hedi und Onkel Ernst ebenso wenig, von Händeschütteln gar nicht zu sprechen. Tatsächlich gab mir an diesem Tag niemand die Hand, also blieb ich einfach dort stehen, neben Emma, still, meinen Blick wieder auf den Sarg geheftet. Die Menschen, die einmal meine Verwandten und Freunde gewesen waren, gingen an mir vorüber, manche warfen mir verachtende Blicke zu, die meisten aber taten so, als wäre ich nicht da, als wäre ich ein Gespenst, das keiner sehen konnte. Sogar die, die mir einst nahegestanden hatten, würdigten mich keines Blickes, nur bei einem einzigen, bei Markus, früher mein bester Freund, sprach ein wenig Mitleid aus den Augen – doch Mitleid wollte ich keines.

Schließlich hielt ich es nicht mehr aus und floh aus der Halle, hörte ein paar erstaunte Rufe hinter mir, die meisten waren aber vermutlich froh, dass ich endlich verschwand, hatten sich sicher gewundert, warum ich heute überhaupt aufgetaucht war, hätten es vermutlich besser gefunden, ich wäre zu Hause geblieben und hätte mich nie wieder gemeldet. Also tat ich ihnen den Gefallen und lief hinaus, rannte dabei eine alte Frau um, die am Ausgang stand und sich scheinbar im Gebäude geirrt hatte, doch ich half ihr nicht auf, blickte mich nicht einmal nach ihr um, ich rannte einfach weiter, raus aus dem Friedhof, links die Straße hinunter, immer weiter, Gebäude zogen an mir vorüber, alte Häuser und Gemeindebauten, Kinderspielplätze, Supermärkte, immer schneller, bis ich das Gefühl hatte, zu fliegen. Ich flog weg, weit weg, nach Südamerika oder Südostasien, wo es Regenwälder gab und ungewöhnliche Tiere, Eingeborene, die noch so lebten wie unsere Vorfahren, flog nach Australien und sah mir endlich den Ayers Rock an, zu dem Emma und ich schon hatten reisen wollen, als Lisa noch nicht auf der Welt gewesen war, flog nach Indien, weiß der Geier warum, und sah am Ganges betende Menschen und vorbeitreibende Leichen.

Doch ich flog nicht, ich lief, war bereits draußen aus der Stadt, es wurde dunkel, die Sterne kamen heraus, das helle Ding da oben, das war kein Stern, das war die Venus, so viel wusste ich von der Himmelskunde, und dort hinten war der Kierlinger Forst, so viel wusste ich von Geographie, ich war immerhin im Nordwesten Wiens aufgewachsen, dort also wollte ich hin und mich verstecken, niemand sollte mich finden, meine Lunge schmerzte, mir war schon richtig schlecht, ich hatte mich völlig verausgabt. Ich blieb am Waldrand stehen und kotzte.

Tief im Wald setzte ich mich auf den feuchten Boden, lehnte mich an einen Baum und schloss die Augen. Die Nacht war bereits hereingebrochen, es ging starker Wind, der in den Baumkronen dröhnte, die Stämme ächzten. Lisa saß mir gegenüber, im Schneidersitz, um die 13 Jahre alt, schlank, blond wie ihre Mutter, aber hübscher.

„So hätte ich ausgesehen“, sagte sie.

„Warum quälst du mich?“, fragte ich.

„Ich will dir zeigen, was hätte sein können.“

Plötzlich war es hell. Ich stand auf einem Platz vor einem alten Gebäude, um mich herum andere, Frauen und Männer, sie waren relativ jung, eine Frau sprach, relativ alt, gütiges Gesicht. Die Kinder, die vor ihr standen, mit der Schultüte in der Hand, wussten offenbar nicht so recht, ob sie glücklich oder traurig oder eingeschüchtert sein sollten, und da war Lisa, nun 6 Jahre alt, ihr erster Schultag, und sie lächelte mich an, mit ihrer süßen Zahnlücke, sie hatte den Milchzahn, den Einser, rechts oben, ein paar Tage zuvor verloren, ihre Haare waren zu einem Zopf geflochten, sicher Emmas Werk, sie hatte auf einem alten Foto genauso einen Zopf getragen. Lisa schien weder traurig noch eingeschüchtert und ich wusste, dass sie sich für das Glückliche entschieden hatte.

„Willst du noch etwas sehen?“, fragte die dreizehnjährige Lisa neben mir.

Ohne meine Antwort abzuwarten, brachte Lisa mich zu einem See, in Kärnten, wenn ich mich nicht irre, der Klopeiner See vielleicht, das Wasser war warm, ich stand bis zu den Knien drin, Lisa und Emma waren vor mir, schwammen, tollten herum, ein Gewicht, das auf meinen linken Arm drückte erweckte meine Neugier, ich wandte meinen Kopf und erblickte ein Gesicht, das wie meines aussah, nur kleiner, viel kleiner, es lachte mich an, die Augen waren zusammengedrückt wegen der Sonne. Ich hatte einen Sohn! Er wollte runter ins Wasser, ich setzte ihn vorsichtig ab, ich erkannte die Sonnencreme auf seiner Haut und war trotzdem besorgt. Emma rief, ich solle ihm die Schwimmflügel anziehen, ach ja, natürlich, ich wusste, ich hatte etwas vergessen.

„Ich hätte einen Bruder gehabt“, sagte die dreizehnjährige Lisa.

„Ich will wieder zurück in den Wald“, sagte ich.

„Bald.“

Ein großer Tisch, ich saß, ich schwitzte, denn es war heiß, ich blickte auf einen Mann, jung, gutaussehend, der eine Rede hielt, dann in meine Richtung schaute, ich wusste, ich musste jetzt lächeln und tat es auch, eine große Anzahl von Menschen saß an runden Tischen, sie alle lauschten dem Redner, applaudierten, als er fertig war, wir standen auf, erhoben unser Glas und stießen an, ich zunächst mit Emma, dann mit dem jungen Mann und dann mit ... Lisa. Sie war wunderschön, trug ein weißes Kleid, eine Hochsteckfrisur, Emmas Perlenkette, doch das alles war es nicht, was sie so schön sein ließ, es war sie selbst, die strahlte, das Glück strahlte aus ihr heraus, infizierte mich, ich hätte auf der Stelle weinen können, doch das ging nicht, schließlich war ich Vater der Braut, wo kämen wir hin, wenn der weinte. Es blieb mir nichts als zu ihr hinzugehen, sie zu umarmen, so fest ich konnte, und zu sagen: „Ich hab dich lieb, mein kleines Mädchen.“

„Genug?“, fragte mich die dreizehnjährige Lisa.

„Genug.“

Ich hörte Hunde bellen, fragte mich, ob sie nach mir suchten, doch ich wollte nicht gefunden werden, also stand ich auf und begann zu laufen, noch tiefer in den Wald, stolperte über eine Wurzel oder so etwas, stand wieder auf, stolperte erneut, schlug mir den Kopf, es war verflucht dunkel. Hinter mir die Lichtkegel von Taschenlampen, das Hundegebell immer lauter werdend, sie waren schon fast da, als eine Stimme leise rief: „Pst, hierher!“

Ich lief auf die Stimme zu, eine kräftige Hand packte mich am Arm und zog mich in einen hohlen Baum, wir gingen eine schmale Wendeltreppe hinab, es roch nach Moder, ich atmete schwer.

Am Fuße der Treppe lag ein großer Raum, von Fackeln erleuchtet, dunkle Wände, warm und feucht, die erdige, mit Pfosten und Balken gestützte Decke war von Baumwurzeln durchzogen, in der Mitte stand ein Tisch aus Fichtenholz, wie der Sarg meiner Tochter, an dem Männer saßen und Suppe löffelten.

„Willkommen“, sagte mein Retter, „Mein Name ist Tobias.“

„Wo sind wir?“, fragte ich.

„Im Untergrund, wenn du verstehst, was ich meine.“

„Weshalb?“

„Weil wir verstoßen wurden, genau wie du.“

Tobias, er trug einen dunkelbraunen Vollbart zu gelben Zähnen und einem unbehaarten Kopf, lächelte mich wissend an, klopfte mir auf die Schulter und sagte dann: „Iss erst mal Suppe.“

Also setzte ich mich zu den anderen an den Tisch, die meisten beachteten mich gar nicht, nur jene, die in meiner unmittelbaren Nähe saßen, schauten kurz auf und grunzten etwas, kümmerten sich dann aber sofort wieder um ihre Mahlzeit.

Erst jetzt stellte ich fest, dass ich hungrig war. Ich tauchte den Löffel in die trübe, dampfende Flüssigkeit, hob ihn wieder, führte ihn zum Mund, schlürfte die Suppe, starke Rindsuppe, und ehe ich mich dessen versah, hatte ich meinen Teller leer gegessen und verlangte Nachschlag.

„Was ist deine Sünde?“, fragte Tobias, als ich den dritten Teller beendet hatte.

„Meine Sünde?“

„Was hast du getan, warum bist du auf der Flucht?“

Meine Schultern senkten sich, ohne, dass ich es wollte.

„Ich habe meine Tochter getötet“, sagte ich.

Tobias schloss seine Augen und schüttelte leise den Kopf.

„Das wiegt schwer, wenn du verstehst, was ich meine“, sagte er, „doch du bist hier nicht der einzige. Siehst du da hinten, der Große mit den schwarzen Haaren? Er hat seinen Sohn auf dem Gewissen. Er war Bauer, bevor er zu uns kam, sein Sohn war immer mit ihm auf dem Feld, und eines Tages, es war gerade Erntezeit, da übersah er seinen Sohn, Friedrich hat er geheißt, er übersah ihn und fuhr ihn mit seinem Traktor in Grund und Boden. Nachher konnte man kaum erkennen, dass Friedrich einmal ein Mensch gewesen war.“

„Schrecklich“, sagte ich.

„Und da drüben? Der Blonde mit Halbglatze und Brille? Hans heißt er, er hat seine Tochter umgebracht, natürlich nicht absichtlich, denn dann wäre er im Gefängnis und nicht hier, wie überhaupt wir alle etwas auf dem Kerbholz haben, das vom Staatsanwalt übersehen wurde oder nicht strafrechtlich verfolgt wird, wohl aber von der Gesellschaft wenig oder nicht geduldet. Hans also hat seine Tochter auf den Gleisen spielen lassen, der Idiot, verzeih mir, aber seine Tat sticht unter all unseren Taten als die wohl dümmste hervor, seine Tochter spielte dort und der Zug kam, keine Ahnung, warum sie ihn nicht bemerkt haben, vielleicht hatten sie Watte in den Ohren oder vielleicht waren sie einfach so dumm, das Geräusch eines herannahenden Zuges für Donner zu halten, auf jeden Fall wurde seine Tochter von dem Zug getroffen, und sie war sogar noch schlimmer dran als Friedrich, denn von ihr blieben nur Fetzen. Kannst du dir das vorstellen?“

„Nein“, sagte ich, „Das will ich auch gar nicht.“

„Verständlich“, seufzte Tobias, „Und wie hast du deine Tochter ins Jenseits befördert? Du wirst verstehen, wir müssen das wissen, wenn wir dich aufnehmen sollen.“

Es sprudelte aus mir heraus: „Ich habe sie fallen lassen. Auf das Parkett. Sie war fünf Monate alt.“

Tobias lehnte sich ein wenig zurück und bäugte mich, als würde er glauben, ich wollte ihn zum Narren halten.

„Das ist alles?“, fragte er.

Ich verstand nicht.

„Kann denn da mehr sein?“, fragte ich.

„Hört mal her“, schrie Tobias und plötzlich ruhten alle Augen auf mir, „Der hier hat einfach seine Tochter fallen lassen. Reicht uns das?“

In dem Getöse aus Stimmen, das über mich hereinbrach, konnte ich nur Bruchstücke hören: „Nicht so schlimm ... nur fallen lassen? ... gesellschaftlich problemlos ... schick ihn nach Hause.“

Ich erhob mich und flehte: „Nein, bitte nicht! Schickt mich nicht weg, ich kann doch nirgendwo hin. Meine Frau hasst mich, meine Familie verachtet mich, selbst meine Freunde haben mir abgeschworen. Bitte lasst mich hierbleiben, hier kann ich sein, hier kann ich sein.“

„Tut mir leid“, sagte Tobias, der nun ebenfalls aufgestanden war, und schlug mir ins Gesicht.

Als ich aufwachte, war ich wieder im Wald. Ich saß noch immer an den Baum gelehnt, ich hatte geträumt. Eine feuchte Nase fuhr mir im Gesicht herum, und der dazugehörige Hund, ein Schäferhund glaube ich, es war noch immer dunkel, winselte vor Aufregung. Dann hob er sein Bein und pinkelte mich an.

„Hier bist du also“, sagte eine Stimme und ich wusste zunächst nicht, ob der Hund gemeint war oder ich.

„Hier bin ich“, gab ich zurück.

„Du kannst doch nicht so einfach davonlaufen“, sagte die Stimme, die meinem Schwiegervater gehörte, „denn schließlich hast du auch Pflichten.“

„Ja, du hast Pflichten!“

Diese Stimme war die meines Vaters.

„Du musst für Emma sorgen. Wer sonst sollte das machen, wenn du hier im Wald verhungerst?“, sagte mein Schwiegervater.

„Wer sonst sollte das machen?“, fragte mein Vater.

„Ich habe schon genug für sie getan!“, sagte mein Schwiegervater.

„Er hat genug getan“, sagte mein Vater.

„Du gehst wieder zurück zu Emma, denn immerhin heißt es: In guten, wie auch in schlechten Zeiten“, sagte mein Schwiegervater.

„Schlechte Zeiten“, sagte mein Vater und nickte dabei eifrig mit dem Kopf.

Wir fuhren mit dem Auto meines Vaters, ein goldfarbener VW Golf, ich habe nie verstanden, warum er diese Farbe gewählt hatte, durch das nächtliche Wien. Niemand sprach ein Wort. In der alten, klapprigen Kiste war es aber so laut, dass ohnehin keiner von uns etwas verstanden hätte. Wir kamen über die Sieveringer Hauptstraße in die Stadt, folgten ihr, fuhren Billrothstraße, Gürtel und so weiter bis wir bei unserer, oder eigentlich Emmas

Wohnung in der Florianigasse ankamen. Die Wohnung lag im dritten Stock. Von der Straße aus konnte ich erkennen, dass noch Licht brannte, obwohl bereits der Morgen dämmerte.

„Na los, los!“, trieb mich mein Schwiegervater an, nun, da der Motor abgestellt war.

„Los, los“, sagte das Echo.

Emma saß auf der Couch im Wohnzimmer, ihre Augen lagen tief in den Höhlen, ihr Gesicht war aschfahl. Sie trug ihren grünen Morgenmantel, ein Stück Stoff, das ich schon immer verabscheut hatte, weil es aus Fleece war und Emma sich jedes Mal, wenn sie es trug, elektrisch auflud.

„Was machst du hier?“, fragte sie.

„Unsere Väter haben mich hergebracht.“

„Ich will, dass du gehst.“

„Das kann ich nicht.“

Ich glaube, sie hätte mich in diesem Moment angeschrien, hätte sie die Kraft dazu gehabt. Stattdessen sagte sie nur: „Ach, mach doch was du willst.“

Von diesem Tage an lebten Emma und ich nebeneinander her, so als wären wir für den jeweils anderen unsichtbar. Das gelang nur durch eiserne Disziplin, wir wussten immer schon im Vorhinein, wann der andere sich wo aufhalten würde oder wann er von welchem Zimmer in ein anderes gehen würde, während man selbst natürlich sehr darauf bedacht war, einen genauen Zeitplan einzuhalten, um den anderen nicht unnötig zu überraschen. So gewöhnte ich mir an, jeden Tag exakt um 7:45 die Zeitung zu holen, um 8:57 meinen Kaffee zu kochen und um 10:43 zu defäkieren.

Aber es passierten natürlich auch Unfälle, bei denen wir uns zum Beispiel im Vorzimmer begegneten, oder gleichzeitig Wäsche aus dem Schrank holen wollten. Dann schauten wir beide krampfhaft in verschiedene Richtungen, schoben uns aneinander vorbei, ohne uns zu berühren, und gingen dann wieder unseres Weges.

An einem Freitag jedoch, um die Mittagszeit, ging ich in die Küche, um mir eine Scheibe Brot zu holen, und da stand Emma, ein Stück Käse essend. Kurz kreuzten sich unsere Blicke, nur sehr kurz, dann eilte Emma mampfend davon. Als sie an mir vorbeilief, streifte ihr Arm an meinem.

Ich hätte nie geglaubt, dass solch eine flüchtige Berührung Gefühle in mir auslösen könnte, doch mit einem Mal empfand ich ein wahnsinniges Verlangen nach meiner Frau, nicht in sexuellem Sinne, gut, vielleicht doch ein bisschen, aber vor allem wollte ich sie in die Arme nehmen, sie drücken, mein Gesicht in ihrem Hals vergraben, wie ich es auch früher getan hatte, ich wollte ihren Duft einatmen, sie küssen, ihr liebevolle Worte ins Ohr flüstern, sie lieben.

All das wollte ich, aber sie verbat es mir.

Ich fasste mir ein Herz und folgte Emma in ihr Zimmer. Sie saß an ihrem Schreibtisch und las, das Stück Käse lag neben dem Buch. Als sie mich bemerkte sprang sie auf und starrte mich an. Ich ging auf sie zu und umarmte sie. Für einen Augenblick dachte ich, ich hätte meine Emma wieder, da sie sich nicht rührte, doch dann sah ich das Entsetzen in ihren Augen. Schließlich stieß sie sich mit einer Kraft von mir weg, die ich ihrem ausgemergelten Körper gar nicht zugetraut hätte. Ich ließ von ihr ab, sie gab mir eine Ohrfeige, mein linkes Ohr pfiff.

„Es tut mir leid“, sagte ich, auch wenn ich es nicht wirklich ernst meinte.

„Hinaus“, fauchte Emma und wies mit ihrer rechten Hand, die rot war vom Schlag, zur Tür.

„Kannst du mir nicht verzeihen?“, fragte ich.

Emma sah mich entgeistert an, so als hätte ich sie gefragt, ob sie mit mir zum Mond fliegen wolle.

„Nein“, sagte sie schließlich.

Ich verließ ihren Raum wieder, ging zu meinem Kasten im Schlafzimmer, entnahm ihm robuste Kleidung, Jean, Flanellhemd, Winterjacke, zog sie an, setzte mir eine Baseball-Kappe auf, packte ein paar Unterhosen und Socken in eine Tasche, auch Haube und Handschuhe, und ging ins Vorzimmer. Ich stellte die Tasche ab und atmete durch.

Rechts von mir lag Lisas Zimmer. Zwischen Emma und mir herrschte die stille Übereinkunft, dass es von niemandem betreten werden durfte, auch nicht von uns, aber das war mir jetzt egal, jetzt, wo ich fortgehen würde. Das Holz der Tür war rosa gestrichen, Emmas Lieblingsfarbe, es hätte auch Lisas Lieblingsfarbe werden sollen, auch wenn ich nichts davon hielt, Kinder schon in so jungen Jahren auf irgendwelche Farben hinzubiegen, doch da hatte ich nichts machen können, Emma hatte einen starken Willen.

Ich öffnete leise die Tür, hoffend, Emma würde es nicht bemerken und weiter Käse kauend ihr Buch lesen. Ich trat ein, die Luft roch abgestanden, das Fenster war seit Lisas Tod nicht mehr geöffnet worden. Am Boden war noch immer ein Fleck von Lisas Blut. Blut war hartnäckig, gerade, wenn es sich um Parkett handelte, da nutzte auch die beste Versiegelung nichts. Ich starrte auf die dunkelbraune Fläche, die etwa so groß war wie der Kopf eines Kindes, und ich spürte, wie Tränen meine Wangen hinunterliefen.

Emma fand mich schließlich. Sie kam ins Zimmer, trat vor mich, sagte: „Du hast nichts in ihrem Zimmer verloren. Nichts! Nichts! Nichts!“ und schob mich hinaus. Dann schloss sie eilig die Tür, wandte sich um, funkelte mich an.

„Was hast du dir nur dabei gedacht?“, fragte sie. Ihre Finger trommelten nervös an ihren Hüften.

Ich zuckte mit den Schultern.

„Geh“, sagte Emma, „Es ist besser für uns beide.“

Es war Jänner, draußen hatte es minus sieben Grad, Schnee knirschte unter meinen Schuhen, gestern hatte es endlich geschneit. Die Sonne versteckte sich hinter schweren Wolken, die kalte Luft tat gut in meinen Lungen. Auf der Universitätsstraße ging ich in einen Supermarkt, kaufte vier Liter des billigsten Rotweines, den ich finden konnte, tatsächlich verkaufen die sogar Wein in Getränkekartons, und verließ das Geschäft wieder. Ich wusste zwar, dass die, zu denen ich von diesem Tage an gehören wollte, Obdachlose nämlich, sich hauptsächlich an Bier gütlich taten, aber Bier hatte ich noch nie leiden können, bekam immer Kopfweg davon. Von diesem Rotwein würde ich zwar auch Kopfweg bekommen, aber immerhin würde er besser schmecken, dachte ich, hoffte ich.

Ich ging ein Stück die Straße hinunter, hin zu dem Ort, an dem ich so oft meine jetzigen Kollegen gesehen hatte, zum Jonas-Reindl bei der Uni, wo neun Straßenbahnlinien auf eine U-Bahnlinie und zwei Autobuslinien treffen. Ich wusste das, weil ich oft hier ein- und ausgestiegen war, damals, als ich noch studiert hatte, doch heute würde ich weder ein- noch aussteigen, nie wieder würde ich das tun. Ich setzte mich an einen freien Platz neben einer Säule, gleich neben der Rolltreppe zum Lueger-Ring, nahm meine Kappe ab und legte sie vor mir hin.

Dann öffnete ich meine Tasche, nahm eine Weinpackung heraus, ich fand das mit dem Karton noch immer pervers, aber praktisch, öffnete sie und nahm einen so großen Schluck, dass mir die rote Flüssigkeit zu beiden Seiten aus dem Mund lief, über mein Kinn hinunter auf das Hemd.

Ich spürte die Wärme, die von meinem Magen ausging, genoss sie, nahm noch einen Schluck, merkte, dass mir das Gesöff sehr schnell zu Kopf stieg, genau das, was ich wollte, die Bewegungen der Menschen wurden irgendwie seltsam, unrund, ein Zeichen dafür, dass ich meine Augen schon nicht mehr unter Kontrolle hatte. Ein bisschen denken konnte ich aber noch, die Blicke der Leute waren mir endlich gleichgültig, endlich konnte ich einem Geschäftsmann, der mich im Vorbeigehen herablassend anstierte, ohne Scham entgegenblicken.

„Steh auf“, sagte jemand.

„Wie bitte?“, fragte ich, benebelt.

„Aufstehen!“

Vor mir stand ein Polizist, breitbeinig, die Hände in den Gürtel gesteckt wie in einem Wildwestfilm.

„Warum?“

„Betteln verboten.“

„Aber ich sitze hier doch einfach nur.“

„Und die Kappe?“

„Die liegt hier einfach nur.“

„Keine blöden Witze oder ich mach eine Perlustrierung. Aufstehen!“

„Ich brauche das Geld.“

„Arbeiten hilft.“

Ich nahm meine Kappe, setzte sie auf, versuchte mich zu erheben, der Alkohol bremste mich aber. Dem Polizisten schien alles ein wenig zu langsam zu gehen, er packte mich am Arm, riss mich hoch, und diese Berührung war es, die mich wütend machte, mein Gesicht wurde heiß, so heiß, als würde es lichterloh brennen. Meine Schläfen pochten, ich fühlte mich geradezu nüchtern, vielleicht so nüchtern, wie ich es nie zuvor gewesen war. Ich sprang den Polizisten an, überraschte ihn damit, sein Fehler, dass er nicht auf der Hut gewesen war. Ich schlug ihm gegen den Kehlkopf. Er ging röchelnd zu Boden, wollte nach seinem Kollegen rufen, der bei einem anderen Bettler stand, aber noch nichts bemerkt hatte. Der Polizist unter mir wehrte sich, aber er war schwach, er bekam nur wenig Luft. Dann war meine Hand an seiner Glock, ich weiß nicht, wie sie dort hingekam, ich zog die Waffe heraus und stand auf.

„Nein ... nicht“, stieß der liegende Polizist hervor, kehlig, aber ich hatte ihn verstanden.

Einige Menschen um uns erkannten die Situation, schrien auf, liefen panisch davon, der andere Polizist wandte sich nun ebenfalls um, endlich, ich fragte mich, wie der überhaupt hatte Polizist werden können. Er griff nach seiner Waffe. Ich rannte davon, so schnell ich konnte, die Rolltreppe hinauf. Der Beamte brüllte, ich solle sofort stehen bleiben, doch das ging nun nicht mehr.

Sie würden mich bald suchen, das wusste ich, sie würden mich bald finden, auch das wusste ich, also lief ich weiter, irgendwohin, auf jeden Fall weg. Ich war blind vor Wut und Adrenalin. In der Landesgerichtsstraße kam ich wieder einigermaßen zu mir, was mich beinahe amüsierte, denn hier war das Gefängnis, hier würde ich einsitzen, sofern sie mich nicht erschossen. Ich lief weiter und erkannte, dass ich auf dem Weg zu Emma war. Ich war immer auf dem Weg zu Emma gewesen, mein ganzes Leben lang, warum sollte es jetzt anders sein, also folge ich dem Drang, laufe die Florianigasse hinauf, höre Stimmen hinter mir, „Halt!“, schreien sie, Motoren heulen auf, doch sie schießen nicht auf mich, es sind zu viele Menschen da, das Risiko werden sie nicht eingehen, hoffe ich zumindest.

Ich stürme ins Haus, die Stufen hinauf, rufe im ersten Stock den Aufzug, falls die Polizisten so dumm sind, mit ihm fahren zu wollen, laufe weiter, dritter Stock, ich klopfe an unsere Tür, Emma muss noch zu Hause sein, sie öffnet, starrt mich an, schließt dann die Augen und seufzt.

„Was tust du hier? Ich dachte, du würdest mich endlich in Ruhe lassen.“

Ich höre Schritte und leise Rufe im Stiegenhaus, sie sind da, ich schiebe Emma wortlos nach drinnen. Sie sagt nur „Au“, ich schließe die Tür, renne ins Wohnzimmer, hole zwei Sessel. Emma schreit mich an, ich glaube, sie will wissen, was ich da eigentlich mache. Ich bin gerade damit fertig, den Eingang zu verbarrikadieren, als es klopft.

„Polizei! Machen Sie auf!“, brüllt eine dumpfe Stimme.

Ich nehme Emma am Arm, etwas fester als ich es vorhatte, sie wimmert, ich ziehe sie trotzdem ins Wohnzimmer, weg von der Eingangstür, denn bald werden sie sie offen haben, die haben ja Rammböcke oder so etwas, führe sie zur Couch, auf der wir übrigens Lisa gezeugt haben, entweder hier oder in Paris, wir waren drei Tage dort gewesen, an einem davon hatten wir miteinander geschlafen, glückliche Tage, die vorbei sind.

„Emma“, sage ich.

Die Schläge an die Tür dröhnen in der Wohnung. Ich wende meinen Kopf in Richtung Vorzimmer und schreie: „Ich will doch nur kurz mit meiner Frau reden, verdammt.“

Das Klopfen verstummt. Endlich.

„Emma, ich liebe dich.“

Emmas Augen sind weit, ihr Mund steht offen. Sie hat mir aber gar nicht zugehört, sieht mich auch nicht an, ich verstehe nicht, also verfolge ich ihren Blick. Er ruht auf meiner rechten Seite und erst jetzt wird mir klar: Es ist die Pistole, ich halte sie noch immer fest in meiner Hand, habe sie nie weggesteckt, den ganzen Weg vom Schottentor bis hier bin ich mit der Pistole herumgelaufen, ich Trottel, ich Dummkopf.

„Nein ...“, flüstere ich, „Keine Sorge ... ich ...“

Ich gehe in die Knie und lege die Waffe auf den Boden.

„Emma, ich wollte dir doch nur sagen, dass ich dich liebe. Dass ich dich immer geliebt habe und dass ich es nicht aushalte, dass du mir nicht vergeben kannst.“

Emma fixiert noch immer die Pistole, würdigt mich keines Blickes, was mich rasend macht, ich nehme ihren Kopf in beide Hände, so wie es ihr Vater auf der Beerdigung tat, vielleicht etwas entschiedener, zwingt sie, mir in die Augen zu schauen.

„Ich flehe dich an, Emma, vergib mir.“

„Wie könnte ich dir jemals vergeben?“, fragt sie.

Es kracht an der Eingangstür, sie beginnen, sie einzuschlagen. Ich springe auf, laufe zur Wohnzimmertür, schließe sie und versperre sie, weiß, dass sie nicht annähernd so lange standhalten wird wie die andere, doch ich muss Zeit gewinnen. Dann laufe ich zurück zu Emma, die sich keinen Millimeter von der Couch wegbewegt hat.

„Es ist ganz einfach, Emma, denk einfach an all die guten Dinge, die ich vollbracht habe, denk daran, dass ich ein guter Vater war, bis zu diesem einen verfluchten Tag, denk daran, dass ich dich von ganzem Herzen liebe, immer geliebt habe.“

Emma beginnt zu schnaufen, leise und sich wiederholend, dann gehen ihre Mundwinkel langsam nach oben, ihr Mund öffnet sich, plötzlich brüllt sie los, kann sich nicht halten vor Lachen, schlägt sich mit der flachen Hand auf den Schenkel, als ob ich ihr einen Witz erzählt habe, der lustiger nicht sein könnte, krümmt sich, windet sich.

„Was ist so lustig?“, frage ich und versuche ruhig zu bleiben, doch Emma hört nicht auf zu lachen. Ich packe sie an den Schultern und schüttle sie.

„Was zur Hölle ist so lustig?“, schreie ich.

„Dass du ...“, kichert Emma, „Dass du meine Tochter, das einzige, das mir in diesem Leben etwas bedeutet hat, den einzigen Menschen, den ich jemals wirklich von Herzen geliebt habe und der mein Lebensinhalt war, getötet hast und jetzt von mir verlangst, dass ich dir verzeihe.“

Emma prustet und wischt sich die Tränen aus den Augen.

„Findest du das etwa nicht lustig?“, fragt sie.

„Vielleicht habe ich es deshalb getan“, sage ich.

Emmas Gesicht erstarrt.

„Was getan?“

„Lisa fallen lassen.“

Emma sieht mich zunächst ungläubig an, dann macht sie einen Satz nach vorne, genau auf mich zu, rempelt mich um, läuft an mir vorbei, fällt neben der Pistole auf die Knie und hebt sie auf. Zitternd richtet sie die Waffe auf meine Brust.

„Du hast das mit Absicht gemacht?“

Der Hass in ihren Augen schmerzt mich, obwohl ich jetzt weiß, dass ich ihr nie etwas bedeutet habe.

Mit einem lauten Knall fliegt die Wohnzimmertür auf, zwei Polizisten stürzen in das Zimmer. Als sie die Glock in Emmas Hand sehen, bleiben sie stehen, zielen mit ihrer Waffe auf Emma.

„Lassen Sie die Pistole fallen“, sagt einer der beiden Beamten.

„Du hast Lisa absichtlich fallen lassen?“

„Legen Sie die Waffe auf den Boden. Jetzt!“

Ich sehe Emma nur an, dann schießt sie, dann die Polizisten.

„Nein“, antworte ich, bevor ich auf mein Gesicht falle.

Ich habe sie im Arm, meine Tochter, gerade fünf Monate alt, ich wiege sie sanft hin und her, sie sieht mich an und ich könnte schwören, sie lächelt. Es ist spät. Ich lege sie in ihr Bettchen, gebe ihr einen Kuss auf die Stirn und flüstere: „Gute Nacht, meine Kleine! Ich hab dich lieb!“

WENN IHNEN DIESES E-BOOK GEFALLEN HAT ...

... freue ich mich über Ihre freiwillige Spende auf www.lapideus.at unter der Rubrik "Anerkennung"!

DANKSAGUNGEN

Hadmar: Danke für die Idee zu "Der Trip", für das Korrekturlesen und dafür, dass du immer wieder nachfragst, ob es was zu lesen gibt!

Chris: Danke für das kurzfristige Korrekturlesen!

@MsUksay: Danke für das Thema zu "Lippenstift"!

Suna: Danke für Atilla! Danke fürs Lesen! Danke fürs Sein!